

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Vita Sackville-West**

**Schloss Chevron**

Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Bemerkung der Verfasserin:

*Keiner der Charaktere in diesem  
Buche ist völlig erfunden*

# I

## Chevron

Unter den vielen Problemen, die den Schriftsteller bedrängen, ist die Wahl des Augenblicks, in welchem er seinen Roman beginnen lassen soll, nicht das leichtestwiegende. Es ist notwendig, ja es ist unumgänglich, dass er das Leben seiner »Personae dramaticae« zu irgendeiner bestimmten Stunde anschneidet; bleibt nur die Wahl, zu entscheiden, welche Stunde das sein und in welcher Situation man sie antreffen soll. Es besteht nicht mehr Grund dafür, sie zu Anfang im Wiegenkörbchen liegend, in das man sie soeben zum ersten Mal hineingebettet hat, beobachten zu lassen, als dafür, den Leser mit ihnen in verzweifelten mittleren Lebensjahren bekannt zu machen, da man sie gerade aus dem Kanal gefischt hat. Das Leben, solcherart vom Gesichtspunkt des Romanschreibers aus betrachtet, ist eine lange Strecke voller Abwechslungen, wo jede Stunde und jeder Umstand ihr eigenes Verdienst haben und zum brauchbaren Sprungbrett für den Anfang einer Geschichte werden können; zudem ist das Leben – immer weiter vom Gesichtspunkt des Romanschreibers aus betrachtet – trotz seiner Mannigfaltigkeit doch ein fortlaufendes Ganzes; es hat nur einen Anfang und ein Ende, keine Zwischenanfänge und Zwischenenden, wie der Romanschreiber sie willkürlich bestimmen muss; und das erklärt vielleicht, warum so viele Romane, die peinliche Mahnung an den Tod umgehend, mit einer Heirat als der einzig zulässigen und wirkungsvollen Unterbrechung der Kontinuität enden. So viel, was das Ende betrifft; aber es hat offenbar Nachteile, den Helden mit seiner Geburt einzuführen. Einmal ist er bereits von Erwachsenen umgeben, die infolge seines zarten, der Sprache noch unkundigen Alters eine Rolle in dem Roman, oder zumindest

in dessen ersten Kapiteln, spielen müssen und deren Leben ihrerseits bereits so kompliziert ist, dass es für sie keinen richtigen Anfang mehr bedeutet, wenn man sie fix und fertig in die Geschichte hineinzertr. Und zum andern – aber ich brauche mich nicht weiter darüber auszulassen. Das Willkürliche der Wahl ist schon zur Genüge klargelegt, und es bedarf keiner weiteren Rechtfertigung mehr, um zu erklären, warum wir in das Leben unseres Helden (denn so, nehme ich an, muss man ihn nennen) in seinem neunzehnten Jahr einbrechen und ihn am Sonntag, dem dreiundzwanzigsten Juli des Jahres Neunzehnhundertundfünf, kurz nach der Mittagsstunde auf dem Dach antreffen.

Er war nicht nur aufs Dach geklettert, weil diese Leibesübung jahrelang sein liebster Zeitvertreib gewesen war, sondern weil sie jetzt sein einziger zuverlässiger Weg des Entrinnens war. Entrinnen aber war eine Notwendigkeit; andernfalls erwartete seine Mutter, dass er den Hausherrn spielte, was heißen wollte, dass die Herren ihn hänselten und die Damen ihm die Haare zerzausten. Sogar in diesen jungen Jahren schon wünschte er, dass sein Haar geölt und ordentlich wäre. Sogar in diesen jungen Jahren schon empörte ihn jeder Eingriff, auch der harmloseste, in den Privatbereich seiner Persönlichkeit. Also flüchtete er; stürmte nach oben durch den reichen Wirrwarr von Treppen und Zimmern; und endlich auf dem Speicher angelangt, zwängte er sich durch eine enge Türe, die auf die Dächer hinausführte. Leichtfüßig klomm er in seinen Tennisschuhen an einem schrägen Ziegelvorsprung empor, um sich rittlings auf den Giebel zu setzen; riss sein Hemd auf, fächelte sein erhitztes Gesicht und trank die Luft in tiefen Zügen. Eine Wolke weißer Tauben kreiste ihm zu Häupten in dem blauen Himmel. Weite Flächen rotbrauner Dächer umgaben ihn, in Stein gehauene heraldische Ungeheuer hockten an jeder Giebelecke. Über dem großen Hofplatz wehte die Fahne rot und blau und schlaff von einem Turm herab. Unten im Garten, auf einem leuchtend grünen Rasenplatz, konnte er die verstreuten Gestalten der Gäste seiner Mutter sehen;

einige saßen unter den Bäumen, einige streiften herum; er konnte ihr Lachen und den Aufschlag der Krockethämmer hören. Rund um den Garten breitete sich der Park aus; ein Rudel Rehe stand mit den kurzen Schwänzen schlagend im Schatten der Buchen. Alles das konnte er von der freien Höhe des Daches aus sehen. Unmittelbar unter ihm – sehr tief unter ihm, schien es – lag ein schmaler, gepflasterter Innenhof, mit einem riesigen Lorbeerbaum, der an der grauen Mauer wuchs, und als er mit einem leichten Schwindelgefühl hinunterlugte, gewahrte er eine Prozession, die aus einer Tür herauskam und ihren Weg quer über den Hof zu einer gegenüberliegenden Tür nahm. Er schmunzelte. Er wusste gut, was diese Prozession bedeutete. Sie bedeutete, dass in einem gegebenen Augenblick während der Mahlzeit des Gesindes der Tross der Hausmädchen sich von seinen Sitzen in der Gesindehalle erhoben hatte und, die Teller mit Pudding in Händen, sich in den eigenen Wohnraum zurückzog, um dort das Mahl zu vollenden. So schritt also die Prozession einher, eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, eine hinter der anderen, in bedruckten Kattunkleidern und weißen Schürzen, ihre Teller tragend, auf jedem Teller einen Klecks Pudding und einen Löffel quer darüber gelegt, als hielten sie die Riten einer alten und hierarchischen Etikette inne.

Es musste demnach ein Viertel vor eins sein. Die Mittagsmahlzeit des Personals begann um zwölfeinhalb, und die Pünktlichkeit des Hauses war so zuverlässig wie die Sonne selbst. Sebastian schmunzelte, dann seufzte er. Denn das Nahen des Lunchs bedeutete, dass er das Dach und seine luftige Freiheit mit dem weiten Überblick, den sie ihm auf Haus, Garten und Park gewährte, aufgeben und hinuntergehen musste, um wieder einmal in den Gästeschwarm seiner Mutter hineingestrudelt zu werden. Das Wochenende war immer so, den ganzen Sommer hindurch, wenn auch er, Sebastian, der in Oxford war, nur während seiner Sommerferien darunter zu leiden hatte. Für seine Schwester war es etwas anderes, sie war immer zu Hause, und gerade jetzt wurde vermutlich ihr Haar gekräuselt und geziept,

bis sie, wie ihr Bruder sagte, kaum den Mund mehr zubrachte. Am Montag und Dienstag würde ihr Haar – wenn es nicht regnete noch lockig sein; am Mittwoch aber würde es wieder schlaff herunterhängen.

Aber wenn es auch leicht war, hinaufzukommen, so war es doch nicht ebenso leicht, hinunterzugelangen, wie Sebastian fand und im Verlauf seines Lebens noch finden sollte. Er hing eine lange Weile in gefährlichem Zaudern über dem Brunnen des kleinen Hofes. Er konnte sich nicht entschließen hinunterzuspringen. Wenn er einen Fehltritt machte, zwischen den Zinnen hindurchschlug und in der Tiefe da unten zerschmetterte? Die Luft war gut, von der Sonne durchwärmt, und der Boden war gut, wenn der Fuß fest darauf stand; aber er hing jetzt in einer falschen Lage zwischen den beiden. Eine tastende Bewegung brachte einen der Dachziegel ins Gleiten. Er glitt mit einem vereinzelten, warnenden Gerassel hinunter. Die heraldischen Leoparden beobachteten ihn sarkastisch, ihre Schilde hochhaltend. Ihm zu Häupten schlug plötzlich die Uhr eins, und der Schall hallte an allen Dächern wider, um dann im Glockenturm wieder zur Ruhe zu kommen, nach seinem Warnungsflug als einsames Interpunktionszeichen der Zeit. Die Tauben stoben in alle Winde auf, nur um sich wieder auf den Giebeln niederzulassen und ihr Liebesgurren wieder aufzunehmen. Es blieb nichts anderes übrig, als hinunterzuspringen. Sebastian sprang.

Er kam zu spät zum Lunch, und seine Mutter sah ihn missbilligend an, als er auf seinen Platz an einem der kleinen Tische glitt. Seine Mutter war ärgerlich, aber sie vergötterte ihren Sohn und konnte nicht leugnen, dass er sehr gut aussah. Sein Reiz war von der Art, dass sie jedes Mal aufs Neue davon überrascht war, wenn er ins Zimmer trat. Er war so geschmeidig, so dunkel und so olivenhäutig. So repräsentativ. Potini, dieser schlaue, angenehme, sinnlich empfindende Italiener, traf den Nagel auf den Kopf, als er ihr zuflüsterte: Sebastian besitze den ganzen Charme patrizischer Jugend. Patrizische Jugend! Ja, dachte seine Mutter, die solche Worte niemals hätte selber finden können,

ja, das ist Sebastian. Er konnte eine halbe Stunde zu spät zum Lunch kommen, und man würde ihm doch verzeihen.

Es waren dreißig Personen bei Tisch; aber zwei Plätze blieben leer; sie waren für zwei Gäste bestimmt, die mit dem Auto aus London kommen sollten und die, selbstverständlich, bislang noch nicht eingetroffen waren. Die Herzogin wartete niemals auf Automobilisten. Sie mussten selber Zusehen, wo sie blieben. Und da heute Sonntag war, würden sie nicht einmal das übliche Telegramm senden können mit der Mitteilung, dass sie eine Panne gehabt hätten.

Die Unterhaltung stockte einen Augenblick, als Sebastian eintrat, und ein oder zwei der Anwesenden lachten. Sie amüsierten sich; nicht unfreundlich. Es war in der Bankethalle gedeckt, an kleinen Tischen zu vier und sechs Personen, die Feierlichkeit einer langen Tafel blieb dem Abend vorbehalten. Die Halle war breit und hoch und hatte einen Fliesenfußboden; Wappenbilder verdunkelten die Fenster, und die heraldischen Leoparden aus geschnitztem und bemaltem Holz standen dräuend aufgerichtet längs der Wandtäfelung; Hirschgeweihe zierten die Wände, den lebensgroßen van Dycks gegenüber. Zwei fremdländische Weinstöcke, zwergenhaft verschnitten und doch mit Bündeln von Trauben in natürlicher Größe behangen, standen in goldenen Weinkühlern zu beiden Seiten der Türe: Sie waren eine wohlbekannte Besonderheit von Chevron. Sebastian fand sich an einem Tische mit Sir Harry Tremaine, Lady Roehampton und der alten Herzogin von Hull. Er mochte Lady Roehampton gern und war leicht verwirrt durch ihre Gegenwart; in ihrem breiten Livorno-Hut mit den Heckenrosen und den flatternden blauen Samtbändern und einem Mullfichu à la Marie Antoinette sah sie genau wie ihr eigenes Porträt von Sargent aus, das die Sensation der diesjährigen Akademieausstellung gewesen war, und es war nicht schwer zu glauben, dass sie allgemein als eine Schönheit von Beruf anerkannt war. Die alte Herzogin von Hull konnte er nicht ausstehen. Sie war gewaltig, aber schlecht zu rechtgemacht, mit einem Dreieck von Rouge auf jeder Backe,

und da ihr Richtungssinn nicht mehr ganz sicher war, tat sie böse Fehlstöße mit ihrer Gabel, welche die Emaille auf ihrem Gesicht um den Mund herum verwischten und die alte gelbe Haut zum Vorschein kommen ließen. Aber ihre Zunge war so scharf und witzig wie nur je, und außerdem war sie eine hervorragende Bridgespielerin. Keine Hausfrau konnte sich's leisten, sie bei einer Gesellschaft zu übergehen. »Nun, junger Mann?«, bellte sie Sebastian an; aber Lady Roehampton murmelte: »Nun, Sebastian?«, und lächelte ihm zu, als wüsste sie genau, was er getrieben hätte.

Lady Roehampton hatte, wenn auch niemand, der sie sah, es vermutet hätte, eine heiratsfähige Tochter.

Und jetzt musste der Rest des Tages irgendwie hingebracht werden; aber die Hausgäste, wenn auch zweifellos verwöhnt durch das Übermaß an Unterhaltung, welches das Leben ihnen stets geboten hatte, zeigten keine Anlage, sich einer in des anderen vertrauter Gesellschaft zu langweilen, und keine Neigung, das Programm zu ändern, das sie wohl an ungezählten Sonntagnachmittagen eingehalten hatten, seit der Zeit, da sie zum ersten Mal der Enge der Schule oder des Klassenzimmers entronnen waren, um ihren Platz in einer Welt einzunehmen, wo das Vergnügen wie ein reifer Pfirsich in die ausgestreckte Hand fällt. Leonard Anquetil, der sie als Außenstehender beobachtete, staunte, sie so leicht zufriedengestellt zu sehen. Hier sind zwei Dutzend oder mehr Leute, dachte er, die dank ihrer Stellung an den intimen Umgang mit Prinzen, Politikern, Finanzmännern, geistreichen Köpfen, Schönheiten und anderen aus dem Kreise derer, die Geschichte machen, gewöhnt sind, und doch sind sie die langen Stunden eines müßigen Tages hindurch offenbar zufrieden mit seichem Geschwätz und angeblichen Beschäftigungen. Auch konnte er sich nicht einreden, dass sie an andern Tagen andersartige Zerstreuung suchten oder dass ihr Wochenende ihnen die verdiente Entspannung von einem aus gefüllteren und intensiveren Leben verschaffte. Alle ihre Tage waren gleich; waren

immer gleich gewesen seit einer Ewigkeit von Jahren; nicht nur für sie selber, dachte Anquetil, sondern für die lange, unabsehbare Prozeßion ihrer Vorfahren. Bei Gott, dachte Anquetil, und wurde sich einer Wahrheit bewusst, die ihm bislang nicht aufgegangen war, es hat immer eine Gesellschaft gegeben. Befremdlicher Hokuspokus, der gewisse Gestalten zauberisch zur Prominenz erhob, so dass ihr Äußeres der Frau des Bankangestellten bekannt und ihr Tun eine Quelle des Neids für die Apothekerstochter in South-Kensington ist! Mit wie viel Blendwerk wird dieses System umgeben, dreister Betrug! Und worauf gründet es seine Ansprüche? Denn Anquetil konnte ums Leben nicht sehen, dass diese Menschen irgendetwas Besonderes wären oder dass ihre Unterhaltung irgend der Anteilnahme eines geistig regen Mannes wert gewesen wäre. Er hörte aufmerksam zu, indem er ihre Themen registrierte. Sie interessierten sich mehr für Tatsachen, wie er bemerkte, als für Ideen. Ein gut Teil ihrer Unterhaltung schien darin zu bestehen, dass einer den anderen fragte, wie ihm diese oder jene gesellige Veranstaltung gefallen habe und ob er zu dieser oder jener anderen geselligen Veranstaltung gehen würde. »Wie war Miriams Gesellschaft, Lucy? Öd, wie gewöhnlich?« »Nein«, sagte Lucy, »diesmal ganz nett, allerdings wird nichts die arme Miriam je zu einer guten Hausfrau machen.« »Millionen machen noch keinen Salon.« »Gehst du morgen zum Lunch zu Celia, Lucy?« »Ja – du auch? Wie lustig! Weißt du, wer sonst noch kommt?« »Tommy, Sie kommen doch auch, nicht wahr? Wie himmlisch! Wir werden alle miteinander in einer Ecke über Celia lachen können. Und wenn ich nicht irre – morgen Abend Stafford House, nicht? Himmlische Abende immer in Stafford House. Und Millie, die aussieht wie eine Göttin, mit ihrer goldenen Schleppe über die halbe Treppe. Der Charme dieser Frau! Alle Welt wird da sein.« »Violet sollte wirklich verhindert werden, Gesellschaften zu geben. Es müsste ihr durch eine Parlamentsverfügung verboten werden. Freitag war es grausig.« »Grausig! Horribilino! Und ein elendes Futter.« »Wo wirst du während der Ascot-Woche wohnen?« ... Anquetil

wäre beinahe aufgestanden und fortgegangen, aber er war fasziniert und belustigt. Diese ihre Gesellschaften, dachte er, waren wie Kettenrauchen: Jede Zigarette wurde angesteckt, in der Hoffnung, dass sie genussreicher sein würde als die vorige. Dann kam das Gespräch gewichtig auf Kapitalanlagen, auf anderer Leute Einkommen, auf den Wert verschiedener Aktien und Shares; auch auf das Finanzgenie von Mrs Cheyne, einer Dame, die Anquetil nur vom Hörensagen kannte, die aber ständig in der Unterhaltung auftauchte. Romola Cheyne hatte, wie es schien, in der vergangenen Woche einen beachtlichen Schnitt in Gummi gemacht – aber einige verkappte Sticheleien begleiteten dieses Thema; denn, wurde gefragt, wie könnte Romola sich wohl irren, bei den Informationsquellen, die ihr zur Verfügung standen? Die liebe Romola: was für eine gescheite Frau! Und niemals boshaft – sagte jemand. Nein – meinte ein anderer –, zu gescheit, um boshaft zu sein. Dann gingen sie zu anderen Gesellschaften über, und Anquetil erfuhr, wie die arme Constance den größten Bock ihres Lebens geschossen hatte, indem sie Sophie und Verena zusammen einlud; aber wer Sophie und Verena waren oder warum sie nicht zusammen eingeladen werden konnten, vermochte Anquetil nicht zu entdecken. Und würde Constances Tochter den jungen Ambermere heiraten? Sie wäre eine Närrin, wenn sie ihn ausschläge, denn wenn sein Vater starb, würde er dreißigtausend Pfund im Jahr haben. – Wieder das Einkommen, dachte Anquetil, der den jungen Ambermere zufällig kannte und einmal das Vergnügen gehabt hatte, ihm genau zu sagen, was er von ihm dachte. Er bedauerte Constances Tochter. Dann schien es ihnen für eine Weile angebracht, die Ernsthaften zu markieren. Politische Fragen blitzten in der Unterhaltung auf, und diese Damen und Herren sprachen von ihnen mit einer so eigentümerhaften und selbstverständlichen Vertraulichkeit, als wären diese politischen Fragen Kinder, die sie der Sorge von Kinderfrauen und Erziehern anvertrauten und an deren Dasein sie sich von Zeit zu Zeit erinnerten, hauptsächlich um über die unzulängliche Art zu klagen, mit der diese Kinder-

frauen und Erzieher ihre Pflicht erfüllten; aber wenn sie auch darauf bedacht waren, den Eindruck zu erwecken, als stünden sie hinter allem wie Eltern, die einmal am Tag ins Kinderzimmer hinaufgehen, so blieb ihre Kenntnis doch reichlich mangelhaft und wirkte nicht überzeugender als bewundernswert geschickte Großsprecherei. Sie beruhte, wie Anquetil entdeckte, auf der persönlichen Bekanntschaft mit Politikern: »Henry erzählte mir vergangene Woche ...« oder: »A. J. B. hat bei mir zu Mittag gegessen und gesagt ...« Aber ihr Hauptwunsch dabei war, einer des anderen Informiertheit zu überbieten. Das also ist die große Welt, dachte Anquetil, die Welt der Elite; und er begann sich zu fragen, welche Eigenschaften wohl Zutritt zu ihr gewährten, denn er hatte schon bemerkt, dass keinerlei Prinzip die Auswahl zu diktieren schien. In Wirklichkeit interessierte ihn das nicht allzusehr, aber das Studium würde gerade die rechte Unterhaltung für einen Sonntagnachmittag unter den Bäumen von Chevron sein, während er dem Geplauder zuhörte, an dem er doch nicht teilnehmen konnte. Diese Organisation intrigierte ihn, denn vorläufig vermochte er keinen gemeinsamen Faktor unter allen diesen Menschen herauszufinden; weder hohe Geburt, noch Reichtum, noch Geistesgaben schienen wesentlich zu sein – wie Anquetil in seiner Einfalt geglaubt hatte –, denn wenn auch Sir Adam fabelhaft reich war, so war Tommy Brand dementsprechend arm; und wenn auch die Herzogin von Hull eine Herzogin war, so war Mrs Levison durch Geburt und Heirat eine Null; und wenn Lord Robert Gore ein gescheiter, ehrgeiziger junger Mann war, so war Sir Harry Tremaine unleugbar ein Tropf. Dennoch nahmen sie alle ihren Platz mit der gleichen Sicherheit und auf gleicher Ebene ein. Anquetil wusste, dass sie und ihre Freunde eine Phalanx bildeten, von der Eindringlinge unerbittlich ausgeschlossen waren; warum aber die einen zugelassen waren und die anderen nicht, konnte er nicht feststellen. Manche dieser Frauen sahen gar nicht anziehend aus, sie besaßen weder Charme noch Geist; ihre einzige Tugend war eine geläufige Vertrautheit mit den Themen, die zur Diskussion gestellt

wurden, und eine Art, sich zu gebärden, als sei das letzte Wort in dieser Sache gesprochen worden. Wenn das die Gesellschaft ist, dachte Anquetil, dann sei Gott uns gnädig, denn kein Trug ist je diesem gleichgekommen. Dies sind die Menschen, oder wenigstens eine Musterprobe von ihnen, welche die Londoner Season bestimmen, Ascot verherrlichen, das Glück kleiner Badeorte auf dem Kontinent machen oder vernichten, Neid erwecken, Nachahmung und Snobismus – na, dachte Anquetil mit einem Achselzucken, sie geben Geld aus, und das ist das Höchste, was man zu ihren Gunsten sagen kann. Ausgestreckt in seinem Liegestuhl aus Rohrgeflecht, konnte er einige von ihnen über den Rasen schlendern sehen, und so tief lag er, dass der grüne Rasen hinter ihnen anzusteigen schien, wie ein grünes, über eine Wand gespanntes Tuch: Die kleinen Kuppeln der Sonnenschirme bewegten sich davor, und die schmalen Taillen über den weiten, fließenden Rücken hoben sich wie Sanduhrsilhouetten davon ab.

(...)